Zeitschrift für Praktische Philosophie
Band 5, Heft 1, 2018, S. 73–80
www.praktische-philosophie.org
https://doi.org/10.22613/zfpp/5.1.3

Einleitung: Demenz und personale Identität

Introduction: Dementia and Personal Identity

Annette Dufner, Bonn

Zusammenfassung: Die zunehmende Verbreitung von Demenzerkrankungen hat zu einem erhöhten Interesse an philosophischen Theorien der personalen Identität geführt, da diese Patienten in manchen Hinsichten aus ihrer eigenen Identität „herauszufallen“ scheinen. Zu den philosophischen Ansätzen, die sich hiermit beschäftigen, gehören Theorien der numerischen Identität, wie etwa das psychologische oder das biologische Kontinuitätskriterium, narrative Theorien der Identität, aber auch Reflexionen über verschiedene Formen des Erinnerns, die sich zum Teil in der modernen Psychologie und in den Neurowissenschaften niederschlagen. Dieses Schwerpunktheft enthält aktuelle Beiträge von Experten aus den genannten Bereichen.

Schlagwörter: personale Identität, Gedächtnis, Erinnerung, Demenz, Patientenverfügungen

Abstract: The increasing number of dementia cases has led to renewed interest in philosophical theories of personal identity, because these patients seem to “drop out” of their own identities in some ways. Philosophical positions that try to account for the phenomenon of identity loss include numerical theories of identity which argue for a psychological or a biological continuity criterion, narrative theories of identity, as well as reflections about different forms of memory, some of which have had influence in modern psychology and in the neurosciences. This special issue brings together current articles by experts in these areas.

Keywords: personal identity, memory, recollection, dementia, advance directives

In medizinethischen Debatten wird immer wieder die Frage aufgeworfen, ob Patientenverfügungen auch dann noch als gültig gelten sollten, wenn die betreffende Person dement geworden ist und sich nicht mehr an die Verfügung

Alle Inhalte der Zeitschrift für Praktische Philosophie sind lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

erinnert. Besonders virulent wird diese Frage, wenn die Verfügung unter bestimmten Umständen lebenserhaltende Maßnahmen verbietet, die demente Person zum entscheidenden Zeitpunkt aber durchaus lebensfroh wirkt. Sollte in solchen Fällen eine in der Vergangenheit gefällte, selbstbestimmt und vollinformiert getroffene Entscheidung den Ausschlag geben oder womöglich doch der lebensfrohe Gesamteindruck des nun dementen Patienten?

Ein anders gelagerter, aber verwandter Problemfall liegt vor, wenn demente oder spätdemente Personen als Täter grausamer Taten in der Vergangenheit identifiziert werden. In welcher Form kann diesen Personen die moralische Verantwortung für ihre Taten noch zugeschrieben werden? Und ist es sinnvoll, das geltende staatliche Recht, das in solchen Fällen krankheitsbedingte Verhandlungs- und Strafunfähigkeit vorsieht, auch dann noch in allen Hinsichten für gerechtfertigt zu halten, wenn es sich um politisch und gesellschaftlich besonders drastische Taten, wie etwa die Beteiligung an einem Völkermord, handelt?

Problemfälle wie diese haben das Interesse an philosophischen Theorien der personalen Identität über die Zeit hinweg sowie an den Bedingungen für diachrone Eigenschafts- und Verantwortungszuschreibungen bei Demenzbetroffenen erneut befeuert.

Die philosophische Tradition hat zur Beantwortung solcher Fragen zunächst verschiedene Theorien der personalen Identität über die Zeit hinweg (der Persistenz) anzubieten. In klassischen Ansätzen, wie etwa bei John Locke (Locke 1694), ist mit ‚Identität' unsere numerische Identität gemeint, der zufolge ein Ding notwendigerweise nur mit sich selbst, aber nicht mit weiteren Dingen identisch sein kann. Verschiedene Wesen können sich – wie etwa eineiige Zwillinge – komplett gleichen, doch numerisch identisch sind sie deshalb nicht.

John Locke und seine späteren Anhänger, wie beispielsweise Sydney Shoemaker (Shoemaker 1984), vertraten die Auffassung, eine Person zum Zeitpunkt t_1 und eine Person zum Zeitpunkt t_2 seien dann und nur dann miteinander identisch, wenn zwischen ihnen eine Relation der psychologischen Kontinuität vorliegt. Aufgrund eines einflussreichen Gedankenexperiments, das im 20. Jahrhundert von Derek Parfit bekannt gemacht wurde (Parfit 1972 und 1984) und in dem sich eine Person wie eine Amöbe teilt, wird der Locke'schen Position mittlerweile noch eine weitere Bedingung hinzugefügt: Die psychologische Kontinuitätskette darf sich nicht verzweigen. Denn sonst müsste man ja im Endeffekt behaupten, das ursprüngliche Wesen sei mit zwei späteren Wesen identisch – ein Umstand, der dem logischen Gehalt der

Identitätsrelation, wie sie in dieser Tradition verstanden wird, nicht gerecht werden würde.

Vertreter einer rein psychologischen Kontinuitätstheorie der numerischen personalen Identität sind regelmäßig auch Dualisten: Sie vertreten dann die Auffassung, dass der menschliche Organismus eine andere Entität ist, die nichts mit der psychologischen Person gemein hat und die ihre eigenen personalen Identitätsbedingungen aufweist. Vertreter von biologischen Theorien der personalen Identität finden diesen Dualismus befremdlich. So macht Eric Olson beispielsweise darauf aufmerksam, dass man unter Annahme eines solchen Dualismus davon ausgehen müsse, dass hier zwei Wesen zugleich auf meinem Stuhl sitzen (Olson 1997).

Vertreter einer biologischen Theorie der personalen Identität wie Olson (Olson 1997), oder im deutschsprachigen Raum auch Michael Quante (Quante 2007), gehen davon aus, die diachrone numerische Identitätsbedingung eines menschlichen Wesens läge ausschließlich im kontinuierlichen Fortbestand des lebenden Organismus. Die psychologischen Eigenschaften, die wir Personen gemeinhin zuschreiben, sind dabei lediglich Phasensortale des fortbestehenden Organismus, das bedeutet, der Organismus weist sie lediglich zeitweilig auf und ihr Vorhandensein ist keine Bedingung der Persistenz dieses Menschen. Nicht zu verwechseln sind solche organismischen Theorien mit einer körperlichen Theorie, der zufolge die Kontinuität des Körpers einer Person – im Sinne von Armen und Beinen – die Persistenz eines menschlichen Wesens garantiert. Diese Theorie wurde insbesondere von Bernard Williams (Williams 1970) vertreten.

In jüngerer Zeit werden auch kombinierte Kriterien der numerischen Identität vorgeschlagen. Derartige Positionen werden beispielsweise von Jeff McMahan (McMahan 2002) und im deutschsprachigen Raum von Cordula Brand (Brand 2010) vertreten. McMahan argumentiert, das Kriterium personaler Identität seien psychologische Kontinuität in einem schwachen Sinne sowie die biologische Kontinuität derjenigen Teile eines funktionierenden Großhirns, in denen diese Bewusstseinszustände des Wesens verkörpert sind. Unter psychologischer Kontinuität im schwachen Sinne versteht er dabei lediglich den Vorbestand eines sehr basalen Bewusstseins – wie es auch Spätdemente aufweisen können.

Eine generelle Frage, die sich in Bezug auf Theorien der numerischen personalen Identität oder Persistenz stellt, besteht darin, inwiefern diese für normative und moralische Urteile relevant sind. Derek Parfit hatte – nicht zuletzt aufgrund seines Gedankenexperiments der amöbenartigen

Verzweigung – argumentiert, dass numerische Identität normativ gesehen nicht relevant sei. Lediglich der psychologische Bewusstseinsstrom sei normativ entscheidend. Ob wir es wirklich für normativ irrelevant halten würden, wenn wir plötzlich mit zwei Personen verheiratet wären, die beide die psychologischen Nachfolger unseres Ehepartners sind, sei an dieser Stelle dahingestellt. Es sei hier lediglich darauf hingewiesen, dass es eine Debatte darüber gibt, ob numerische Identität oder nicht vielmehr die ihr zugrundeliegenden relevanten Eigenschaften selbst wie etwa psychologische Kontinuität – oder vielleicht sogar völlig andere Eigenschaften – die Grundlage und den Bezugspunkt für diachrone normative und moralische Einschätzungen bilden. Auch die Position, dass die Annahme personaler Identität eine Folge und eine Notwendigkeit des auf die Zukunft ausgerichteten praktischen Handelns von Personen darstellt und insofern eine normative Konstruktion sein muss, wird vertreten (Korsgaard 1989).

Die Annahme, dass numerische Identität für normative Zwecke gar nicht entscheidend ist, liegt insbesondere sogenannten narrativen Theorien der Identität zugrunde. Diese Theorien gehen davon aus, dass für normative Zwecke auch einfach solche zeitübergreifenden Eigenschaften relevant sein können, die mit denjenigen Eigenschaften, die das numerische Identitätskriterium unseres Fortbestehens darstellen, gar nichts zu tun haben. Narrative oder biographische Theorien der personalen Identität verwenden den Identitätsbegriff daher in einem anderen Sinn als dem numerischen. Im Rahmen solcher Theorien kann eine Person eine soziale und politische Identität haben, ihre biographische Narration im Umgang mit anderen entwickeln und modifizieren und durch einschneidende Erlebnisse im Leben vielleicht auch in so etwas wie eine „Identitätskrise“ geraten. Regelmäßig wird als Vertreterin einer solchen Position Marya Schechtman (Schechtman 1996, Schechtman 2014) genannt. Im deutschsprachigen Raum haben narrative Theorien der Identität und des Personseins in jüngerer Zeit vergleichsweise viel Aufmerksamkeit erhalten. Sie werden von Katja Crone, Tim Henning und Almut von Wedelstaedt ausführlich analysiert (Crone 2016, Henning 2009, Schmidhuber 2011, von Wedelstaedt 2016).

Die Rolle und der Charakter von Erinnerungen werden indes sowohl in der analytischen als auch in der phänomenologischen Tradition auf eine Weise thematisiert, die für den Anwendungsbereich der Demenz auf interessante Weise nutzbar gemacht werden kann und die darüber hinaus zum Teil mit der empirischen Gedächtnisforschung korrespondiert. Die in diesen Kontexten stark gemachte Unterscheidung zwischen explizitem Gedächtnis

und implizitem Gedächtnis oder Leibgedächtnis erlaubt es, dementen Personen nach wie vor Formen von Erinnerungsvermögen zuzuschreiben. So gehören zum leiblichen Gedächtnis auch automatisierte Fähigkeiten wie etwa das Summen von Melodien, das Gehen oder das Händewaschen. Zentrale Autoren in dieser Tradition sind beispielsweise Edmund Husserl (Husserl 1969) und in neuerer Zeit Thomas Fuchs (Fuchs 2009).

Dieses Schwerpunktheft enthält aktuelle Beiträge von Experten zu den erläuterten Theoriegruppen. Karsten Witt untersucht in seinem Beitrag, ob die aktuellen Diskussionen über personale Identität und ihre ontologischen Implikationen für die Debatte um die Gültigkeit von Patientenverfügungen schwer dementer Patienten nutzbar gemacht werden können. Er kritisiert den von Vertretern der psychologischen Theorie personaler Identität erhobenen Einwand, dass die Ausstellerin einer Patientenverfügung und ihre demente biologische Nachfolgerin numerisch verschiedene Individuen sind und die Patientenverfügung folglich ungültig sei. Er geht davon aus, dass dort, wo sich ein gesunder Erwachsener befindet, auch ein Tier ist: ein menschlicher Organismus, der denkt, was wir denken, und der tut, was wir tun. Dies ist der Anlass für Witt zu untersuchen, ob die Patientenverfügung sowohl von der Person als auch dem denkenden Tier unterschrieben wurde und ob es signifikante Interessenskonflikte zwischen den beiden geben könnte. Im Rahmen dieses völlig neuen Blicks auf das Thema Demenzverfügungen bietet er in seinem Beitrag einige originelle Reaktionen auf neuere Einlassungen zum Thema personale Identität im englischsprachigen Raum.

Daniela Ringkamp problematisiert Versuche, auf Grundlage von narrativen Identitätsmodellen für eine nach wie vor erhaltene personale Identität von Demenzpatienten zu argumentieren. Hierzu diskutiert sie insbesondere die Ansätze von Marya Schechtman, Almut von Wedelstaedt und Tim Henning. Sie stellt dabei fest, dass die Vorstellungen von Narration und narrativer Identität disparat und zudem einem Trivialitätseinwand ausgesetzt sind. Diesem Einwand zufolge werden in einer Narration zwei Ereignisse lediglich in ein zeitliches Verhältnis zueinandergesetzt, ohne dass dafür Plausibilitätskriterien aufgestellt werden. Ringkamp untersucht in ihrem Beitrag nun, wie sich diese Ausgangslage narrativer Identitätstheorien in der Anwendung auf Demenzfälle auswirkt, und stößt auf einige interessante Probleme. Abschließend skizziert sie eine von Galen Strawson und Jeff McMahan inspirierte Möglichkeit, narrative Identität für Demente lediglich auf episodischen Artikulationen der Kranken aufzubauen und auf diese Weise Probleme zu vermeiden.

Oliver Hallich geht in seinem Beitrag davon aus, dass moralische und rechtsphilosophische Fragen auch ohne Rekurs auf eine Theorie der numerischen personalen Identität Antworten finden können. Seine Untersuchung der Frage, ob Spätdemente noch für vergangene Verbrechen bestraft werden sollten, analysiert zunächst verschiedene Möglichkeiten, den Zweck des Strafens zu verorten, um in einem jeweils zweiten Schritt dann zu untersuchen, ob Demente die zur Erfüllung dieses Zwecks notwendigen Eigenschaften noch aufweisen. Er kommt dabei zu dem Schluss, dass plausible Theorien der Strafrechtfertigung aufgrund ihres inhärent sozialen Charakters auch dann noch Anwendung finden können, wenn der Demente sich nicht an die Tat erinnern kann.

Der Beitrag von Michael Jungert zeigt, dass es im Bereich der Gedächtnisforschung hilfreiche Wechselbeziehungen zwischen philosophischer Analyse sowie empirischer und theoretischer Psychologie geben kann. Er untersucht dazu die Unterscheidung zwischen deklarativem und nichtdeklarativem Gedächtnis in der modernen Psychologie und zeigt anschließend auf, wie diese Unterscheidung für die Analyse der Situation Dementer nutzbar gemacht werden kann. Bestandteil des nichtdeklarativen Gedächtnisses sind unter anderem Fähigkeiten, Gewohnheiten, Konditionierungen und Assoziationen. Auf dieser Grundlage zeigt Jungert schließlich auf, inwiefern das richtige Verständnis verschiedener Formen des Erinnerns und Vergessens mit einer biographisch verstandenen Form der Identität zu vereinbaren ist.

Auch Julia Meer beschäftigt sich mit der Unterscheidung zwischen explizitem und implizitem Gedächtnis, wobei zu letzterem, wie bereits gesagt, auch automatisierte Fähigkeiten wie das Summen von Melodien, das Gehen oder das Händewaschen gehören. In einer detaillierten Untersuchung der phänomenologischen Grundlagen dieser Unterscheidung analysiert sie Strukturmerkmale des leiblichen Erinnerungsvermögens. Dabei diagnostiziert sie unter anderem eine mögliche Transformation bestimmter Inhalte des Bewusstseins hin zu leiblich verorteten Fähigkeiten sowie eine höhere Dauerhaftigkeit bei gleichzeitiger zeitlicher Alinearität des so Erlernten. Aufbauend auf weiteren Differenzierungen von Thomas Fuchs versucht schließlich auch sie zu zeigen, wie sich diese Überlegungen auf die Situation dementer Patienten anwenden lassen.

Mark Schweda und Karin Jongsma befassen sich abschließend mit zwei besonders wirkmächtigen Metaphern, die in literarischen und anderen Kontexten immer wieder auf die Situation Dementer Anwendung finden: die

angebliche Rückkehr in den Zustand der frühen Kindheit und der angebliche geistige Tod bei lebendigem Leib. Diese Metaphern, so der Argumentationsgang des Beitrags, entfalten nachteilige Effekte auf den Umgang mit den betroffenen Kranken im Pflegealltag. Um dies zu zeigen, analysiert der Beitrag detailreich, inwiefern sich die Situation von Demenzpatienten in vielen lebensweltlich relevanten Hinsichten gerade nicht mit derjenigen von Kindern oder gar von Toten vergleichen lässt.

Literatur

Brand, Cordula, *Menschliche Persistenz oder personale Identität? Ein naturalistisches Kriterium*. Paderborn: Mentis 2010.

Crone, Katja, *Identität von Personen. Eine Strukturanalyse des biographischen Selbstverständnisses,* Berlin/New York: De Gruyter 2016.

Fuchs, Thomas, *Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta 2000.

Henning, Tim, *Personsein und Geschichten erzählen. Eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe,* Berlin/New York: De Gruyter 2009.

Husserl, Edmund, *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins,* Hrsg. v. R. Boehm. Den Haag: Nijhoff 1969.

Korsgaard, Christine M., 1989, „Personal Identity and the Unity of Agency: A Kantian Response to Parfit". In: *Philosophy & Public Affairs* 18. 1989, 101–132.

Locke, John, 1694, *Essay Concerning Human Understanding,* Hrsg. v. P. Nidditch. Oxford: Oxford University Press 1975 [1694].

McMahan, Jeff, *The Ethics of Killing,* New York: Oxford University Press 2002.

Olson, Eric T., *The Human Animal: Personal Identity Without Psychology,* Oxford: Oxford University Press 1997.

Parfit, Derek, „Later Selves and Moral Principles". In: *Philosophy and Personal Relations*. Hrsg. v. A. Montefiore. London: Routledge 1972.

Parfit, Derek, *Reasons and Persons,* Oxford: Oxford University Press 1984.

Quante, Michael, *Person,* Berlin/New York: De Gruyter 2007.

Schechtman, Marya, *The Constitution of Selves,* Ithaca: Cornell University Press 1996.

Schechtman, Marya, *Staying Alive, Personal Identity, Practical Concerns and the Unity of Life,* New York: Oxford University Press 2014.

Schmidhuber, Martina, *Der Prozess personaler Identitätsbildung und die Rolle von Institutionen. Eine philosophisch-anthropologische Untersuchung,* Münster: LIT 2011.

Shoemaker, Sydney, „Personal Identity: A Materialist's Account". In: *Personal Identity*. Hrsg. v. S. Shoemaker u. P. Swinburne, *Personal Identity,* Oxford: Blackwell 1984.

von Wedelstaedt, Almut, *Von Menschen und Geschichten. Über philosophische Theorien narrativer Identität,* Münster: Mentis 2016.

Williams, Bernard, „The Self and the Future". In: *Philosophical Review* 79/2. 1970, 161–180.